

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 22½ Sgr. (3 Ebr.) vierteljährlich, 3 Ebr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preussischen Monarchie.

# Magazin

für die

Man pränumerirt auf dieses Heftblatt der Allg. Pr. Staatszeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Strasse Nr. 34); in der Provinz, so wie im Auslande bei den Wohlthätl. Post-Ämtern.

## Literatur des Auslandes.

N<sup>o</sup> 138.

Berlin, Freitag den 17. November

1837.

### Polen.

Memoiren des Johann Chrysofomus Pafek.<sup>\*)</sup>

Der Graf Eduard Raczyński, der Herausgeber des oben genannten Wertes, spricht sich in einem kurzen Vorworte folgendermaßen über dasselbe aus:

„Seit mehreren Jahren mit den Denkmälern unserer Alt-Polnischen Geschichte und Literatur beschäftigt, übergebe ich hier dem Publikum die Memoiren des J. Ch. Pafek. Ich schmeichle mir, daß das Werk den Leser zu fesseln vermag. Mit großer Unparteilichkeit geschrieben, ergänzen diese Memoiren die Geschichte der Könige Johann Kasimir, Michael Korybut und Johann III. Sobieski, indem sie uns nicht nur viele bisher unbekannte Umstände aus jenem Zeitalter mittheilen, sondern auch die Sitten und das häusliche Leben unserer Vorfahren, zuweilen in roher Form, doch immer in bestimmten Umrißen darstellen. Sie zeichnen sich dadurch gar sehr vor anderen Geschichtswerken damaliger Zeit aus.“

„Nach dieser Empfehlung des Werkes wird der Leser etwas Näheres über den Verf. zu erfahren wünschen. Leider kann ich aber solchem Verlangen nicht genügen und führe hier nur an, was ich aus den Memoiren selbst entnommen habe.“

„Pafek war aus adligem Geschlechte in der Gegend von Rawa geboren, besuchte die dortigen Jesuiten-Schulen und diente im Polnischen Heere unter Czarniecki gegen Rakoczyn, gegen die Schweden und Russen. Während des unglücklichen Bürgerkrieges, welchen Georg Lubomirski erregte, war Pafek ein treuer Anhänger seines Königs. Gegen das Ende der Regierung Johann Kasimir's trat er aus dem Kriegsdienste und ließ sich als Gutspächter in der Wojewodschaft Rawa nieder. Er befand sich auf mehreren Landtagen; auf dem zu Rawa 1661 wurde er zum Marschall des Ritterstandes erwählt. Mit Johann Kasimir und Johann III. war er bekannt und bei Beiden beliebt. Er starb um das Jahr 1690.“

Die Memoiren sind nach Art der Annalen in einzelne Jahrgänge abgetheilt und reichen von dem Jahre 1636 — 1688. Wir theilen hier einen dieser Jahrgänge bis auf Einzelnes mit, um Deutschen Lesern von der anschaulichen Darstellungsart und der derben Zeichnung des Verf. wenigstens einen Begriff zu geben.

Das Jahr 1638.

Im Jahre des Herrn 1638 befand sich der König mit einem Theile des Heeres bei Thorn, ein anderer stand in der Ukraine, die eine Division unter dem Herrn Czarniecki. Drei Monate lang standen wir bei Drachim, Ende Augusts aber marschirten wir gen Dänemark, dem dortigen Könige zu Hülfe, der für uns im Schwedischen Kriege eine Diversion gewagt hatte. Er that das nicht etwa aus Erbarmen über uns, wieweil das Dänische Volk von jeher den Polen zugethan ist, wie alte Schriften bezeugen; er ergriff vielmehr die Gelegenheit, in angestammtem Haß gegen Schweden, wie dies unter Nachbarvölkern vorkommt, sich in der Zeit, da er den König Karl Gustav in Polen beschäftigt sah, alter Unbill wegen zu rächen. Er fiel diesem also ins Land, plünderte und mordete. Gustav, ein tüchtiger und glücklicher Krieger, kam, nachdem er einige Festungen in Preußen besetzt hatte, aus Polen zurück und trieb die Dänen gar weidlich in die Enge, so daß er nicht nur das Seine wiedereroberte, sondern auch bald einen großen Theil des Dänischen Landes im Besitz hatte.

Da gab der Däne der Sache den Anstrich, als ob er aus lauter Liebe zu dem Polnischen Volke seine Verträge gebrochen und mit den Schweden Krieg begonnen hätte; er sprach die Polen und den Kaiser um Hülfe an. Der Kaiser entschuldigte sich: Traktate, die er mit Schweden eingegangen wäre, erlaubten ihm nicht, Hülfe zu senden, auch besäße er jetzt kein Heer; doch hätte er den König von Polen autorisirt, überall Werbungen zu einem Hülfs-Corps anzustellen. — So sandte denn unser König ein Polnisches Corps von 6000 Mann unter Czarniecki, und zugleich, eigentlich auch aus eigenen Mitteln, ein Kaiserliches Heer von 14.000 Mann unter dem General Montecuculi. Des Königs Stelle im Heere vertrat der Kurfürst von Brandenburg, Friedrich Wilhelm; dieser führte gewissermaßen den Oberbefehl. Wir ließen unsere Zelte in Czaplina (Deutsch: Krone), in der Hoffnung, spätestens in einem halben Jahre zurück zu sehn.

Als es nun aber fortgehen sollte, da traten die Herren mit ihren mancherlei Bedenklichkeiten hervor. Nicht Wenige entsetzten sich darüber,

daß wir bis über das Meer ziehen wollten, wohin noch kein Polnischer Fuß gekommen war; daß 6000 Mann gegen einen Feind ins Feld rücken sollten, zumal in sein eigenes Reich, dessen Macht wir in unserem Vaterlande mit allen unseren Kräften nicht hatten brechen können. Ueberdies es noch nicht einmal ausgemacht war, daß die Kaiserlichen mit uns marschiren würden. Nun kamen Briefe von den Vätern an die Herzöghne, von den Frauen an ihre Männer, mit Rath und Bitten, nicht mitzugehen, sollte es auch die Stellen kosten, denn Alle hielten uns für verloren. Mein Vater aber, obgleich ich sein Einziger war, schrieb mir und befahl, ich sollte mich nicht schrecken lassen, sondern im Namen Gottes und unter väterlichen und mütterlichen Segenswünschen getrost dahin gehen, wohin des Feldherrn Wille es erheischte; er werde täglich für mich zu dem Vater im Himmel beten, ohne dessen Wissen mir auch nicht ein Haar vom Haupte fallen werde.

Kaum waren wir bis Meseritz gekommen, nahe der Polnischen Gränze, da kehrten ganze Massen Reiterei und Fußvold wieder um, besonders Großpolnische Mutterköhnein, auch Viele aus den in einzelnen Kreisen neu angeworbenen Schaaren, wie aus dem Regimente des Starosten von Dül und des Wojewoden von Poblachien, Dyalinsti. Die Abtheilung des Kozubski zerfiel völlig, nur der Fähnrich und ein Reiter blieben zurück. Die Husaren-Schwadron des Wojewoden von Sandomir, Zamojski, trat aus Reih und Glied und schleppte sich hinter der Armee her; wir nannten sie Zigeuner, weil im Troß viele Rothröcke waren. Bei manchen anderen Fahnen blieben ihrer Zwei oder Drei. Selbst ordentlichen Kerles benahmen diese Feiglinge den Muth, und mancher sonst Brave fing endlich auch zu wanken an.

An der Gränze schlittete Jeder noch einmal sein Herz vor Gott aus, und Alle stimmten wir dann nach Polnischer Weise den Gesang „O gloriosa domina“ an. Die Pferde begannen lustig zu schnauben, daß Einem das Herz aufging, denn es galt uns dies für eine gute Vorbedeutung. Hinter Meseritz, von einem Hügel, übersahen wir zum letzten Male die Polnische Gränze, und nicht Einer mag beim Umschauen gedacht haben: „Werd' ich dich auch wiedersehen, theures Vaterland?“ — Das Heimweh stellte sich gar bald ein, quälte uns aber nur so lange, als wir Polen in der Nähe hatten; hinter der Ober wurden wir schon leichteren Muthes, und je weiter wir kamen, desto mehr trat das Andenken an Polen in den Hintergrund.

Die Brandenburgier nahmen uns freundlich auf und sandten uns ihre Commissaire bis über die Oder entgegen. Die erste Ration erhielten wir in Küstrin und so fort durch das ganze Brandenburgische Land. Ich muß bekennen, Alles war hier in sehr guter Ordnung. Ueberall waren unsere Nachtlager bereits angelegt, und dort fanden wir die nöthigen Nahrungsmittel vor. Auch führte man damals in unserem Heer die Deutsche Manier ein, daß bei Durchmärschen durch Städte die Offiziere mit bloßen Degen den Fahnen voranritten, die Reiter die Pistolen und die Fußgänger die Musketen erhoben. Verbrecher wurden nun nicht mehr geköpft oder erschossen, sondern mit den Beinen an ein Pferd gebunden und so mehrere Male im Kreise umhergeschleift, was keine Kleinigkeit, sondern eine fürchterliche Pein war, da der Körper dabei so zugerichtet wurde, daß die Knochen kaum zusammenhielten.

Unser Marsch ging über Nübol nach Apenrade, von da in die Winterquartiere nach Paderleben, wo unser Regiment nebst einem Regimente Dragoner unter dem Wojewoden selbst verblieb; die übrigen Regimenter wurden in Kolbrück, Horsens und anderen Städten und Dörfern umher einquartiert. Anfangs hieß es, wir würden noch tiefer ins Dänische Land hineintrücken, aber unser Feldherr Czarniecki zog es vor, dem Feinde näher zu bleiben, besonders damit wir mehr Schwedisches, als Dänisches Brot äßen. In der That durchschwärmten unsere Patrouillen den ganzen Winter hindurch die Schwedischen Dörfer und rächten das an unserem Volke verübte Unrecht. Sie versorgten uns reichlich mit Proviant, mit Rindvieh und Schaafen. Im Ueberflusse wurde uns Honig zugeführt, denn dort wird viel Bienenzucht getrieben, die Bienen aber werden in kleinen Schachteln von Stroh, nicht in Stöcken gehalten. Fische gab es in Menge. Statt des Holzes brennt man dort in Stücken abgestochene und getrocknete Erde (Torf), die sehr gute Kohlen giebt. Hirsche, Rehe und Hasen sah man in großer Anzahl, weil die Jagd nicht Jedem gestattet ist und es dort keine Wäpse giebt. Spürt man einen Wolf, so muß Alles aus Städten und Dörfern hinaus und ihm nach, bis er getödtet oder gefangen ist; dann wird er an einer Art Galgen oder an einem Baume mit einer starken Kette aufgehängt.

Die Dänen sind hübsche Leute und haben schöne Frauen, die aber zu hellblond sind. Die Kleidung derselben ist zierlich, bis auf ihre hölzernen Schuhe, mit denen sie auf dem Steinpflaster ein selches Ges

<sup>\*)</sup> Pamietniki Jana Chryzostoma Paska. 2te Ausgabe. Posen, 1837.

Kapper verursachen, daß man sein Wort nicht hört. Die Dänischen Mädchen sind leidenschaftlicher als die Polinnen. Anfangs zwar thun sie überaus schüchtern, doch man darf nur ein wenig mit ihnen geplaudert haben, gleich verlieben sie sich aufs bestigste und zögern auch mit ihrem Bekenntnisse nicht; ja sie wären leicht im Stande, Vater, Mutter und Brautschah zu verlassen und in fremdes Land mitzuziehen. — Ihre Lagerstätten haben sie in einem großen Spind, der in die Wand geschoben werden kann, dort thürmen sie Massen von Betten auf. Sie schlafen nackt, wie sie aus Mutterleibe gekommen sind, und tragen kein Bedenken, also neben einander sich an- und auszuziehen. Na, sie schämen sich sogar vor Fremden nicht, sondern legen beim Licht ihre Kleider, selbst das Hemde ab und hängen dies Alles an Nägeln auf; völlig entkleidet verschließen sie dann die Thür, löschen das Licht aus und begeben sich in jenen Spind zur Ruhe. Wir sagten ihnen, das sey eine häßliche Sitte, so zeige sich bei uns auch die Frau vor dem Manne nicht; aber sie wandten ein, daß der Mensch keinen Grund habe, sich seiner ihm von Gott anerschaffenen Gliedmaßen zu schämen, auch solle es uns billig genügen, wenn uns die Kleidung und das Hemd den Tag über diene und bedecke, es müsse wenigstens des Nachts geschont werden; zugleich meinten sie, schlugen sie sich so vor bösem Geibier, das sie um den Schlaf bringen könnte. Unsere Soldaten spielten ihnen manchen losen Streich, sie ließen aber doch nicht von ihrer Gewohnheit.

Diesen findet man in Dänemark nur in den Wohnungen der reichen Leute; sie sagten, sie müßten eine hohe Abgabe, bei hundert Thalern jährlich, für einen Ofen an den König entrichten. Dafür haben sie große Kamine, um die sie sich herumsehen, oder zu noch besserer Erwärmung mitten durch das Zimmer eine Art Krippe, die sie mit Kohlen anfüllen.

Die Kirchen der Dänen sind besonders schön; selber wurde in denselben katholischer Gottesdienst gehalten, und noch heute zeichnen sie sich vor den Kirchen unserer Polnischen Kolonisten aus, denn man findet Altäre und Bilder in ihnen. Wir wohnten auch zuweilen dem Gottesdienste der Dänen bei, sie luden uns selbst ein, ihre praedicta (wie sie die Predigten nannten) mit anzuhören, ja sie bereiteten sich für uns eigens vor, Lateinisch zu predigen und sprachen sehr bebutsam, um unserem Glauben auch nicht den geringsten Anstoß zu geben, und man hätte meinen können, einen Römischen Priester vor sich zu haben. Des rühmten sie sich dann und behaupteten, sie wären mit uns Eines Glaubens, und wir nenneten sie mit Unrecht Schismatiker. — Unser Priester Pickarski sprach, wie zu erwarten war, seinen Tadel darüber aus, daß wir solchem Gottesdienste beiwohnten; Mancher ging aber auch nur hin, um die schönen Mädchen in ihren religiösen Gebräuchen zu sehen.

(Schluß folgt.)

## Frankreich.

### Ein Wahl-Kandidat für die Deputirten-Kammer.

Vielleicht habt Ihr noch nie von Herrn Trageant, einem gewissen Deputirten, reden hören? Das wäre nicht so wunderbar, denn Herr Trageant hat weder jemals von sich reden lassen, noch auch in der Kammer einmal gesprochen. Während der kurzen Dauer seiner Functionen hat Herr Trageant Frankreich mit einer Bescheidenheit und einer Zurückhaltung repräsentirt, die einem Philosophen Ehre gemacht hätte.

Als die Ausübungs-Berordnung publizirt ward, erholte sich gerade der ehrenwerthe Herr Trageant von seinen parlamentarischen Arbeiten auf seinem Landgute Ligneval bei der Stadt N. Diese Stadt, die in einer unserer südlichen Provinzen gelegen und der Hauptort einer durch verschiedene gastronomische Produkte berühmten Unterpräfektur ist, hatte den Hrn. Trageant zum Deputirten erwählt. Die Wähler hatten ihm ihr Mandat unter gewissen Bedingungen anvertraut, an deren Erfüllung er fast nicht gedacht; daher machte es auch einen höchst unangenehmen Eindruck auf ihn, als er im Moniteur jene Berordnung las, auf die er nicht gefaßt war, so wenig bekümmerte er sich um die Dinge der politischen Welt.

Noch denselben Tag, wo die offizielle Nachricht seiner Entlassung Hrn. Trageant in seinen ländlichen Erdvolungen führte, bekam er den Besuch des Doktor Forgeac, des einflussreichsten und unruhigsten Menschen der Stadt N., eines Arztes, der sich durch sein Talent, in den politischen Krisen zu operiren, und durch seine Gewandtheit in der Wahl-Praxis auszeichnete. Gewöhnlich pflegten die Ärzte gern den Social-Körper als einen ihrer Kranken anzusehen, dem sie es nicht an Consultationen und Rezepten fehlen lassen. Der Doktor Forgeac war der politische Arzt der Stadt N.; in dieser Eigenschaft hatte er ihr Herrn Trageant zum Deputirten verordnet.

„Ich dachte mir, daß Sie heute krank seyn würden, lieber Freund“, sprach der Doktor zu seinem Klienten, „darum komme ich, Ihnen eine Visite zu machen. Ich kenne Ihr Temperament, und ich weiß, welche traurige Wirkung das Journal von heute Morgen auf Ihre Gesundheit hervorbringen mußte. Nun sagen Sie mir, wie Sie sich fühlten, und sprechen Sie ganz offen mit mir.“ — „Unter uns gesagt, Doktor, gestehe ich Ihnen aufrichtig, daß mir nicht sehr wohl zu Muth ist. Stell' ich mich wieder auf die Deputations-Listen, so werden mich die Wähler fragen: Was hast Du gethan? was hast Du gesprochen? und in der That, ich muß Ihnen bekennen, ich habe weder etwas gethan, noch gesprochen.“ — „Ja! das weiß ich sehr wohl.“ — „Hätte ich nur wenigstens eine kleine Rede gehalten!“

„Das wäre noch nicht das Aergste. Man zürnt Ihnen nicht, daß Sie nicht gesprochen haben; das habe ich schon ins Reine gebracht: ich habe gesagt, daß Sie während der Sitzung an der Brust litten, und daß die Pariser Ärzte, in Uebereinstimmung mit mir, Ihnen die Rednerbühne untersagt und das tiefe Schweigen auferlegt hätten. Diese Entschuldigung hat bei allen Wählern Eingang gefunden, außer bei einigen Mitgliedern des Athenäums, die es gern gesehen, wenn sie

unserer Stadt ein Kunststück von Beredsamkeit geliefert hätten. Was man Ihnen aber nicht verzeiht, das ist, daß Sie nicht Ihre Versprechungen gehalten, daß Sie nicht alle mögliche Verbesserungen für unsere Stadt durchgesetzt haben. Denn Sie können sich keine Vorstellung machen, lieber Freund, was Sie Alles versprochen, oder vielmehr, was wir Alles in Ihrem Namen versprochen haben. Die Stadt erwartete zwei Regimenter, einen königlichen Gerichtshof, eine Rechtsschule und Gott weiß was! Von allem dem ist nichts gekommen. Und doch kann man den Ministern anliegen und ihnen Gunstbezeugungen abdringen, ohne sich die Brust zu ermüden.“

„Ja, Ihr glaubt gewöhnlich Alle, daß das so leicht ist, und daß ein gut gemunter Deputirter, der sein Votum abgibt, nur zu fordern braucht, um zu bekommen.“

„Erlauben Sie, mein geehrter Freund! . . . Werfen Sie mich nicht mit Ihren Verleumdern zusammen. Ich habe mich nicht über Sie zu beklagen, denn das, was Sie mir insbesondere versprochen, haben Sie gehalten. Was die Uebrigen betrifft, so sag' ich Ihnen nur so viel, um Sie über die öffentliche Meinung aufzuklären und über Ihre Stellung als Kandidat bei den nächsten Wahlen. Ich darf Ihnen nicht verhehlen, daß die Aussichten Ihnen nicht günstig sind. Sie werden zwar von dem Ministerium unterstützt, das ist sehr gut; aber da muß man erst wissen, von wem das Ministerium unterstützt wird. Wenn übrigens hier eine Kandidatur unterstützt werden soll, so ist es nicht genug, daß sie von dem Telegraphen und dem Unterpräfekten empfohlen wird. Sie kennen vielleicht nicht die Stadt, die Sie repräsentiren? Bei uns giebt es nur wenig Wähler und wenig Parteigeist. Der beste Fürsprecher für unseren Kandidaten wird immer sein persönlicher Werth seyn: man wird mehr für den Mann, als für das Prinzip stimmen. Die Majorität ist schwankend; man kann sie einzeln und durch geschickte Manöver gewinnen. Wenn Sie Ihre Wahl durchsetzen wollen, so müssen Sie der ganzen Welt schmeicheln und sich eine Farbe bilden, die aus mehreren geschickt vertheilten Nuancen zusammengesetzt ist; dann werden Sie Jedem das Prisma von der guten Seite zeigen. Gewiß, die Taktik ist schwer, höchst listig, und Ihre Freunde werden viel zu thun haben; aber Sie wissen, was solche Dienste werth sind, und wir werden nicht zu viel fordern. Was mich betrifft, so werde ich mein Möglichstes thun, aber Sie müssen mir zu Hülfe kommen.“

„Nichts billiger als das. Was verlangen Sie von mir?“

„Deutlicher kann man nicht antworten. Ich werde Ihre Präzision nachahmen und Ihnen ohne Umschweife sagen: Lieber Freund Trageant, Sie müssen sich vor den Wahlen verheirathen.“

„Nicht verheirathen? Gut, Doktor, das kommt ja vortreflich zu Statten; ich hatte eben den Plan.“

„Ja, ich weiß, daß Sie Fräulein Natalie N. heirathen wollen; aber . . . unterbrechen Sie mich nicht und hören Sie mir geduldig zu . . . Wenn Sie Deputirter werden wollen, so müssen Sie diesen Heirath entsagen. Fräulein N. ist häßlich, reich, lebenswürdig, sie gefällt Ihnen, sie liebt Sie, aber ihre Familie ist ohne Einfluß. Noch mehr, Fräulein Natalie wird von ihrem Cousin Aristide geliebt, der bei einer großen Anzahl von Wählern viel gilt. Wenn Sie dem Cousin Aristide zu verstehen geben, daß Sie sich zurückziehen, um ihm den Platz zu überlassen, so gehört er ganz Ihnen. Vergessen Sie nicht, daß seine Hülfe bei Ihrer Wahl unentbehrlich ist. Ich weiß, es ist schwer, einer vortheilhaftesten Heirath zu entsagen; aber zum Glück habe ich eine andere Partie Ihnen vorzuschlagen oder vielmehr zur Pflicht zu machen, denn Sie werden ganz gewiß nicht gewählt werden, wenn Sie nicht Frau von Rieuville heirathen. Ich habe Sie vor einem Jahre bei dieser schönen Witwe sehr oft gesehen, und Sie haben mir gesagt, daß Sie wegen ihres schlechten Charakters und einiger nachtheiliger Berichte, die Ihnen unter dem Schleier der Anonymität zugekommen wären, nichts von ihr wissen wollten. Doch, das sind ja Bagatelien! Welches Weib ist frei von Fehlern und entgeht der Verleumdung? Frau von Rieuville ist arm, aber sie gehört einer hochgestellten Familie an. Es ist eine Frau von Geist und Gewandtheit; sie hat ihren ersten Mann zum Französischen Pair gemacht, und sie wird nicht weniger für den zweiten thun. Bis dahin, wo sie eine ihrer würdigen Töchter wieder betritt, spielt Frau von Rieuville eine einflussreiche Rolle in der Provinz; sie regiert, sie übt eine Autorität aus, der sich nichts entziehen kann. Ihr Betragen gegen sie hat sie zu Ihrer Feindin gemacht, sie hat geschworen, daß Sie nicht ernannt werden sollen, und sie wird Wort halten, wenn Sie sie nicht schnell befähigen, indem Sie zu ihr zurückkehren. Ich kann Ihnen versichern, daß sie zur Milde gestimmt ist; sie wird nichts weiter verlangen, als Ihre Frau zu seyn, und dann die Frau eines Deputirten . . . Denken Sie über Alles nach, was ich Ihnen gesagt habe; „Seyn oder Nichtseyn, das ist die Frage.“ Ich kehre in die Stadt zurück, wo ich Sie morgen erwarte; denn Sie dürfen nicht länger auf dem Lande bleiben, Sie müssen sich zeigen und auf dem Schlachtfeld agiren.“

Der Doktor Forgeac ließ den Kandidaten in großer Verlegenheit zurück. Vor zwei Jahren, da die Stadt N. einen Deputirten zu ernennen hatte und keine große Zahl von Notabilitäten unter ihren Einwohnern besaß, war Herr Trageant aufgetreten; er war jung und ziemlich reich; er war in der Provinz bekannt und angesehen; er hatte gute Präzedenzen, viele Freunde und keine gefährliche Konkurrenten: er ward erwählt. Seitdem hatte sich Hr. Trageant an seine Deputirtenstellung gewöhnt; der Ehrgeiz war gekommen; er hatte sich eine glänzende Zukunft ausgemalt, nach der er langsam und allmählig hinstrebte, gestützt auf den Arm der höchsten Gewalt und von dem politischen Garten nur die Blüthen berührend. Hr. Trageant konnte die Vorstellung nicht ertragen, sich gleich bei den ersten Schritten auf dieser so lockenden, schönen Laufbahn gehemmt zu sehen. Nach einem Kampf von wenigen Minuten trug der Ehrgeiz über die Liebe den Sieg davon; der Kandidat unterdrückte die Stimme seines Herzens und sprach: „Ich will Frau v. Rieuville heirathen!“

Nachdem Herr Trageant diesen Entschluß gefaßt, traf er Anstalten, sein Landhaus zu verlassen, als der Maire der Gemeinde ihn besuchte. Die Gemeinde forderte gewisse Privilegien an dem Eigentum des Kandidaten zurück: es waren dies lächerliche Ansprüche, über die das Gericht in erster Instanz schon entschieden hatte. Der Maire meldete dem Herrn Trageant, daß der Municipalrat zu appelliren gedächte. — „Meinerthalben“, antwortete Herr Trageant, „ich werde vor dem Appellhof eben so gut wie vor dem Tribunal gewinnen, denn ich habe die Vernunft und das Recht auf meiner Seite.“ — Der Maire war ein gewandter Administrator; als er sah, daß der Eigenthümer in seinem Vertrauen und seiner Festigkeit unerschütterlich blieb, wandte er sich an den Kandidaten; er gab dem Herrn Trageant geschickt zu verstehen, daß die Gemeinde von 37 Wählern betwobn sey, die für oder gegen ihn stimmen würden, je nachdem er sich mehr oder minder nachgiebig zeigte. — „Aber“, rief Herr Trageant, „wenn ich Ihren Ansprüchen weiche, so verliert mein Eigenthum die Hälfte seines Werthes!“ — „Aber“, antwortete der Maire, „wenn Sie nicht nachgeben, so verliert ihre Kandidatur 37 Stimmen, die Ihre Gegner gewinnen wird!“

Zwei Journale florirten in der Stadt N. . . . ein großes Journal, das von der Unterpräfektur unterstützt wurde, und ein kleineres ohne Patronat und ohne eigenthümliche Farbe, betitelt der Solitaire du département, mit der Aufschrift: „C'est le solitaire, qui voit tout, entend tout, est partout!“

Das ministerielle Journal war, wie sich von selbst versteht, für den Kandidaten der Regierung; aber es war dem Herrn Trageant daran gelegen, auch bei dem Solitaire gut angeschrieben zu seyn. Zum Unglück hatte Herr Trageant zur Zeit der ersten Kandidatur dem Haupt-Redacteur des Solitaire ein Versprechen gemacht, das er nicht gehalten hatte. Er entschuldigte sich, so gut es ging, und verdoppelte seine Anerbietungen. Der Journalist, der auf diese Zusammenkunft vorbereitet war, öffnete ein Karton und nahm einen Bogen heraus, den er dem Kandidaten zeigte: „Hier haben Sie“, sagte er, „einen Gesellschaftsvertrag. Wir stellen den Solitaire unter Actien, mit einem Kapital von 30,000 Franken für zweihundert Actien, das Stück zu 50 Thalern. Die Hälfte dieser Actien ist schon weg, kaufen Sie die andere Hälfte und unser Journal ist zu Ihren Diensten.“ — „Aber, lieber Herr, das macht ja 15,000 Franken.“ — „Ich weiß wohl; funfzehntausend: da brüht es entweder, oder.“

Kaum war die Verlobung Herrn Trageant's mit Frau von Nicuville in der Stadt N. offiziell bekannt, so bekam der künftige Gatte von neuem eine Menge anonymen Briefe, in welchen die schöne Witwe schrecklich maltreatirt wurde. Der Kandidat aber, entschlossen, zu siegen oder zu fallen, hatte sich mit einem unerschütterlichen Muth bewaffnet. Er kümmerte sich nicht um die Offenbarungen der geheimen Korrespondenz und heirathete Frau von Nicuville.

Man erst gewann seine Kandidatur eine gewisse Festigkeit. Die Wähler, die seiner Frau ergeben waren, und die, über welche der Cousin Aristide disponiren konnte, traten auf seine Seite; die öffentlichen Beamten, die ihre Verhaltensregeln von dem Unterpräfekten bekommen hatten, verstärkten das Bataillon. Doch fehlte noch sehr viel zu einer sicheren Majorität, und Herr Trageant war genöthigt, zu größeren Mitteln die Zuflucht zu nehmen. Man muß saen, um zu ärndten. Der Kandidat gab der Gemeinde, die ihren Prozeß gegen ihn verloren, gewonnen Spiel und kaufte die hundert Actien des Solitaire.

„Bleiben Sie auf so guten Wegen nicht stehen“, sagte ihm der Doktor Jorzeac. „Sie haben die Anhänger der Gewalt für sich, jetzt losfertigen Sie ein wenig mit den beiden Oppositionen. Gewinnen Sie sich die Leichtgläubigen und Einfältigen. Geben Sie Sonntags die Messe hören, das wird einen guten Eindruck machen, und mehr als ein Frommer, welcher doch weiß, daß der Kandidat der Kirche keine Aussicht hat, wird Ihnen seine Stimme geben, damit nur der Kandidat der revolutionären Gottlosigkeit nicht triumphire. Ich glaube, die Deputation ist schon eine Messe werth. Dann müssen Sie dem Bischof eine Visite machen; der Prälat ist ein guter Alter, durchaus nicht fanatisch und höchst tolerant. Er wird Ihnen für Ihre Aufmerksamkeit Dank wissen. Um ihn vollends zu bestechen, dürfen Sie ihm nur sagen, daß Sie den Minister um ein Gemälde für die Kathedrale ersucht, und daß dieses Gemälde so eben angekommen sey; dann werden Sie ihm jene schöne Kreuzabnahme schicken, die in Ihrem Kabinet hängt. . . .“ — „Was? ein Bild, das 6000 Franken kostet?“ — „6000 Franken? Desfo besser! der Bischof ist ein Kenner.“

Als man in der Stadt erfubr, daß Herr Trageant für die Kathedrale ein prächtiges Bild erwirkt, kam der Bibliothekar in aller Eile gekauft, dem Kandidaten eine Visite zu machen und ihn an 33 Briefe zu erinnern, die er ihm in der Absicht geschrieben, einige gute Werke für seine Bibliothek zu erlangen. Der Doktor Jorzeac war gerade zugegen und antwortete rasch: „Mein geehrter Freund hat Sie nicht vergessen, gerade heute hat er einen Brief von dem Minister bekommen, der ihm drei Büchertisten ankündigt; morgen müssen wir sie bekommen. Ich hoffe, Herr Bibliothekar, daß Sie allen Freunden der Literatur einen Kandidaten empfehlen werden, der sich ihrer Interessen so thätig annimmt.“ — Und als der Bibliothekar fort war, sprach der Doktor zu Herrn Trageant: „Das wird Ihnen 300 Bände Ihrer Bibliothek kosten; aber dafür haben Sie die Stimmen aller Gelehrten und aller Dichter des Kreises.“

In Besitz der beiden Journale der Stadt, war Herr Trageant vor den Angriffen der Presse noch nicht geschützt. Man ließ ein heftiges Pamphlet gegen ihn erscheinen. In dieser Schrift standen so viel Wahrheiten, daß Jorzeac selbst bestürzt ward. Madame Trageant, die nicht geschont wurde, wie Feuer und Flammen. Man lachte ganz laut, und der Skandal ward gefährlich.

„Sie müssen den Kerl packen“, sagte der Doktor zu Herrn Trageant. „Was führen Sie für Waffen?“ — „Was meinen Sie denn?“ — „Sie müssen sich mit dem Verfasser des Pamphlets schlagen.“

Ihre Ehre und Ihre Kandidatur sind auf dem Spiel. Die Deputation ist schon einen Degenstich werth.“

Herr Trageant bekam eine Wunde in den Arm.

„Sie sind verwundet, sagte der Doktor, das ist ja vortreflich. Jetzt müssen Sie Ihre Wunde zu Ihrem Vortheil benutzen. Der Degenstich des Pamphletschreibers bringt Sie bei den jungen Leuten der Stadt in Ansehen, und dadurch gewinnen wir wieder einige Stimmen der Opposition. Kommen Sie, wir wollen in dem Kaffeehaufe unserer Dandys eine Bowle Punsch trinken, und vergessen Sie nicht, sich einen guten Firniß von Liberalismus zu geben.“

Die Dandys zu N. ließen dem Herrn Trageant eine ausgezeichnete Aufnahme widerfahren; er lud sie zu seiner Punschbowle ein, der mehrere andere folgten. Nach dem Punsch sprach man von einem Souper, das der Kandidat seinen jungen Freunden bereitet hatte. Das Fest dauerte die ganze Nacht: man fraternisirte mit dem Glase in der Hand, und über dem Wein vergaß sich Herr Trageant, der Kandidat der Unterpräfektur, so weit, daß er ein anarchisch-republikanisches Glaubensbekenntniß ablegte.

Den anderen Morgen lag Herr Trageant im Bett ganz krank von den Excessen der Nacht; aber dafür war er auch den anderen Morgen nicht mehr Kandidat, sondern Deputirter, und hinter den Vorhängen, wo ihn das Fieber seffelte, hatte er Muße, die Kosten seiner Wahl zu recapituliren.

„Das Ding ist zwar sehr ruhmvoll“, sagte er, „aber auch kostspielig genug. Zuerst habe ich einer Frau entsagen müssen, die ich liebte und die mich glücklich gemacht hätte, und eine Frau heirathen müssen, die ich nicht liebe, und die alles Mögliche thun wird, um mich unglücklich zu machen. Ich habe einen Degenstich bekommen und meine Gesundheit vielleicht für immer zu Schanden gemacht, denn Jorzeac spricht schon von einer bedenklichen Gastritis. Ich habe mein Vermögen zu Grunde gerichtet und mich meines schönsten Bildes und meiner werthvollsten Bücher beraubt; ich habe 15,000 Franken dem Solitaire in den Rücken geworfen und mein schönstes Besitzthum um die Hälfte seines Werthes gebracht; und endlich habe ich ungeheure Schulden gemacht, um Stimmen und Hochzeitsgeschenke zu kaufen. Ist das nicht um bankrott zu werden?“

„Ja“, antwortete Jorzeac, der ihn gehört hatte, „es ist zum bankrott werden; aber der Deputirte wird schon Alles wieder einbringen.“

#### Bibliographie.

- Mémoires et dissertations sur les Antiquités nationales et étrangères. — Herausgegeben von der Königl. Societät der Alterthümer in Frankreich. Neue Folge. 3ter Theil. 7½ Fr.  
Abrégé des Antiquités nationales. — Von A. L. Millin. 1ste bis 4te Lief. mit 250 Kpsen. 25 Fr.  
Influence météorologique des montagnes et des forêts. — Von Morel.

## Portugal.

### Sicherheits-Polizei in Portugal.

In Lissabon und Porto besteht eine Art von Sicherheits-Polizei, die jedoch weder sehr thätig, noch sehr energisch ist, also auch nicht allzu viel Sicherheit gewährt. Die Provinzial-Städte und die Dörfer müssen sich selbst beschützen, so gut sie können; dort ist der Einzelne und Wehrlose ganz auf die Barmherzigkeit seines Feindes oder des Räubers angewiesen, dem nach seiner Börse und seinem Leben geküßt. Die Obrigkeit läßt nur dann Bewaffnete ausrücken, wenn ein Ort von einer ganzen Räuberbande bedroht wird. Man nennt solche Banden Miguelisten, aber gewiß mit großem Unrecht; die Polizei hat an ihren Erzfessen selten oder niemals Antheil; gewöhnlich bezwecken sie nur Mord und Plünderung, und ihre vornehmste Triebfeder ist die Noth, bisweilen auch die Rache. In Dörfern von geringem Umfang sind die einander kreuzenden Interessen immer in Bewegung: der Starke unterdrückt den Schwachen ungestraft; viel verwegende Feinde stellen sich Jeder an die Spitze eines ihm ergebenen größeren oder kleineren Haufens, und so giebt es Duelle auf Tod und Leben zwischen Hunderten. Nicht selten trifft es sich, daß Staudesperanten in ihren Häusern angefallen und ermordet werden; und fast immer steckt alsdann ein Mann von hohem Range hinter den Mördern, von dem sie bezahlt und beschäftigt werden.

Als Dom Miguel die Herrschaft über Portugal an sich riß, herrschte in Lissabon vollkommene Anarchie. Wer an Abenden auf abgelegene Straßen oder Spaziergänge sich wagte, der wurde von den Ziegenhirten (cabreiros), einem eben so armen als rohen Gesindel, das in den Umgebungen der Hauptstadt wohnt, überfallen und geplündert. Bald ging die Frechheit und Raubsucht dieser Kerle so weit, daß sie die Vorübergehenden bei hellem lichten Tage beraubten. Die Stadt war so gut wie im Belagerungs-Stande; man wagte sich nur in großen Karawanen und bis an die Zähne bewaffnet zum Thore hinaus.

Eines Tages ging ich, um einen meiner Freunde zu besuchen, der mit seiner Familie ein Landhaus auf dem Campo Lida bewohnte; dieses Landhaus steht in einem der prachtvollsten Drangen-Gärten um Lissabon. Es war ein lieblicher Maitag; die Stunden entflohen uns rasch im Schatten der Maulbeer- und breitblättrigen Nußbäume, und in der erfrischenden Nähe eines Springquells, der aus einem Marmor-Bassin emporsprudelte. Zwei Stunden nach Sonnen-Untergang machten wir uns auf den Rückweg in die Stadt. Die Nacht war wachst und finster; dickes Gewölk zog schwer und langsam dem Meere zu. Wir gingen zwischen verödeten und zertrümmerten Landhäusern, Denkmalen des ungelückten Bürgerkrieges. Da wurde mir auf einmal sehr unbequemlich zu Muthe. Mein Gefährte und ich, wir waren Beide ohne Waffen; ich hatte nur einen Sonnenschirm zu meiner Vertheidigung. Durch die

Risse der Mauern sah man in das Innere der verlassenen Häuser, furchtbare Schlupfwinkel, wo Räuber in Sicherheit ihrem Opfer auslauern konnten. Wir gingen schweigend und rasch vorwärts, bis wir etwa fünfzig Schritt vor uns einen brennenden Cigarro an die Erde fallen sahen. Bald darauf traten uns zwei lange und finstere Gestalten in den Weg; es waren baumstarke Kerle in zerlumpter Kleidung. Beide erhoben ihre varas-paos<sup>\*)</sup>; Jeder von ihnen hatte seinen Mann ausgesucht. Ich sah das todbringende Instrument über meinem Haupte schwingen: ich that einen Seitensprung, der Hut fiel mir vom Kopfe, und das vara-pao fuhr an die Erde. In demselben Augenblick fiel mein Begleiter mit einem lauten Schrei zu Boden; ich glaubte ihn todt. Mein Gegner starrte mir mit dämonisch blizenden Augen ins Gesicht und schlug dann, vor Wuth schäumend, ein zweites Mal nach mir. Ich entsprang ihm von neuem und rannte fort, indem ich aus Leibeskräften um Hülfe schrie.

Eine Zeitlang hörte ich Einen hinter mir herlaufen; dann wurde es wieder still in der ganzen Gegend. Ich war mit dem Verluste meines Hutes davongekommen. Das Landhaus, wo wir diesen Tag zugebracht hatten, war etwa vierhundert Schritte entfernt; ich kam athemlos an und erzählte meinem Wirth, was sich zugetragen. Sogleich schickte man bewaffnete Diener mit Fackeln, die meinen Freund aufsuchen sollten; sie fanden ihn mit blutigem Gesichte auf einem Acker. Die Räuber hatten ihn geknebelt und ihm Alles genommen, was er bei sich trug; er verdankte es nur dem Schrecken, der sich bei Annäherung des bewaffneten Trupps ihrer bemächtigte, daß sie ihm seine Kleider liehen. Wir machten sofort dem Richter des Bezirks von der Unthat Anzeige, und diesem gelang es, die Spitzbuben zu entdecken. Obgleich aber diese Kerle keinesweges Neulinge in ihrem Gewerbe waren, so that man ihnen doch kein Leid an; der außerordentlich gewissenhafte Richter erklärte das Verbrechen — für unbewiesen!

Schon acht Tage darauf überfielen die nämlichen Kerle, in derselben Gegend, um 11 Uhr Vormittags, zwei Engländer von meiner Bekanntschaft, denen man aber glücklicher Weise zu rechter Zeit Hülfe brachte. Bei dieser Gelegenheit wurde mein Hut wiedergefunden; der Spitzbube, der sich ihn zugeeignet, hatte ihn während des Kampfes vom Kopfe verloren. Erst drei Monate später ertappte die Polizei die beiden Bagabunden in flagrante delicto, und nun wurden sie zur Deportation verurtheilt.

So geht es in dem Reichthum der Hauptstadt her. In der Provinz haben die Räuber ein noch ungleich freieres Spiel; da treiben sie ihr Gewerbe im Großen. Die Mitglieder der Bande versammeln sich an bestimmten Tagen; es sind Bauern, Tagelöhner, Handwerker, Bürger. Ist ein solcher Haufe organisiert, so heißt er eine Guerilla und liefert den Soldaten, die gegen ihn abgeschickt werden, regelmäßige Schlachten. Die Guerilla's plündern vereinzelt lebende Gehöfte und machen oft räuberische Einfälle in Flecken und Dörfer. In Lamiarcs sah man eines Tages einen zahlreichen Trupp bewaffneter Männer zu Fuß und zu Pferde einrücken; mitten unter ihnen befanden sich sechs als Magistrats-Personen gekleidete Männer, deren würdiges Aeußere Respekt einflößte. Der Trupp marschirte gerades Weges auf die Behausung eines reichen Geistlichen los; an alle Ausgänge pflanzte man Wachen, und die Pforte öffnete sich vor den Magistrats-Personen, die im Namen des Befehles (em nome da ley) Eintritt verlangten. Einige Bewaffnete folgten ihnen. Der Pfarrer und alle Hausbewohner wurden geknebelt und gefesselt; nur seine alte Mutter ließ man frei und sessellos; dafür mußte sie aber den unwillkommenen Gästen die Schränke und Spinden öffnen, in welchen das Geld und die Kostbarkeiten steckten. Die Räuber packten gemächlich ein, was ihnen des Mitnehmens werth schien, und zogen dann im Angesichte der Einwohner ab, wie sie gekommen waren. Jedermann hielt sie für Agenten der Obrigkeit, und keine Seele vertrat ihnen den Weg. Die Urheber dieses letzten Handstreichs blieben unbekannt.

Dieserigen Räuber, die an den Landstraßen im Versteck liegen, sind größtentheils verlarvt. Wenn sie einen Vorübergehenden bemerkten, stürzen sie hervor, thun ein paar Flintenschüsse in die Luft und schreien: a terra! (an die Erde!) Der Reiter oder Fuhrmann springt sogleich von seinem Sitz herunter und legt sich platt an den Boden; die Passagiere müssen es eben so machen und dürfen sich dabei nicht einmal umsehen; nur unter dieser Bedingung schont man ihres Lebens. Immer hat Einer von der Bande ein scharfes Augenmerk auf die Bewegungen der Reisenden, während die Uebrigen mit der Plünderung des Wagens beschäftigt sind.

Nur selten wird die Justiz dieser Räuber habhaft, und es ist sogar gefährlich, sie anzuzeigen. Einer meiner Landleute war in der Nähe der Hauptstadt von sieben berittenen Männern rein ausgeplündert worden. Ein paar Wochen später begegnete er Zweien dieser Herren auf der Praga do Commercio; sie trugen seine besten Kleider. Aber der Anblick des Mannes, dem sie so übel mitgespielt hatten, brachte sie keinen Augenblick aus der Fassung; sie grüßten ihn, wie alte Bekannte, mit einem recht anmuthigen Lächeln. Gewiß wär' es meinem Freunde ein Leichtes gewesen, die Kerle aufzuknüpfen zu lassen; allein dann setze er sich der Rache ihrer Kameraden aus, die ihn unsehbar bei erster Gelegenheit an einer abgelegenen Stelle erdolcht hätten.

Der Portugiesische Räuber tödtet in der Regel nur den, der ihm Widerstand leistet; zuweilen verfährt er aber dabei mit stüdtischer, wahrhaft empörender Grausamkeit. Ein reicher Goldarbeiter von Nazareth hatte mit seinem Bedienten die Reise nach Lissabon angetreten; er führte Juwelen mit sich, deren Werth einige tausend Thaler betrug.

<sup>\*)</sup> Es sind dies mit Eisen beschlagene Stöcke von fünf Fuß Länge; Spanisch varapalos.

Drei oder vier Tage darauf kam das Maulthier dieses Mannes allein in seine Wohnung zurück, und man schloß daraus, daß er ermordet sey. Nach langer Nachforschung fand man endlich die Leichname des Herrn und seines Bedienten im tiefsten Walde; Beide waren zusammen an einen Baum gebunden, aber ganz ohne Spuren äußerer Verletzung. Die Unglücklichen mußten den Hungertod gestorben seyn.

Besonders häufig ist der Straßenraub zwischen Lissabon und Porto. Reisende, welche von der einen Stadt zur anderen wollen, bilden Karawanen von 100 bis 150 Personen und begeben sich in den Schutz der Estafeta. Diese Estafeta ist eine Unternehmung gewisser Privatleute, die den Transport der Waaren durch Maulthiere besorgen. Obgleich die Zahl der Fuhrleute bei dieser Art von Post nicht bedeutend ist, so wird sie doch niemals angegriffen. Man glaubt allgemein, die Unternehmer zahlen den Spitzbuben einen jäblichen Tribut; mir will es aber bedünken, als wären die Räuber selbst die Entrepreneurs; denn sie können ja das Publikum nicht sicherer berauben, als unter dem Schatten der königlichen Fahne, die immer dem Zuge vorgetragen wird. Da die Estafeta für alle Waaren, die man ihr anvertraut, verantwortlich ist, so läßt sie sich ungeheure Transportkosten bezahlen; sie stellt ihren Tarif nach dem mutmaßlichen Risiko, das aber in der That nur für den vorhanden ist, der ihr Patronat zu erkaufen verabsäumt.

Die Frechheit der Portugiesischen Räuber hat kaum ihres gleichen. Wer wäre wohl im Stande, zu errathen, wo sie die geraubten Gegenstände von Werth aufbewahren? Sie selbst behalten nichts bei sich; auch haben sie weder Hebler von Gewerbe, noch Pfandleiber, die ihre Beute als Depositem annähmen. Es giebt einen viel sicherern Ort zum einstweiligen Unterbringen des erbeuteten Gutes, und dieser Ort ist — das Gefängniß, in dem ihre Kameraden sitzen! Man hat nämlich wohl in ganz Europa keine schlechter organisirte Gefängnisse, als in Portugal. Die Gefangenen leben meistens auf ihre eigenen Kosten, und nur wer blutarm ist oder Niemanden hat, der ihm von Zeit zu Zeit Speisen und andere Bedürfnisse bringt, erhält die sogenannte Suppe der Barmherzigkeit (sopa da misericordia). Ein Spitzbube, der nicht bloß auf eigene Faust sein Gewerbe getrieben, braucht in seinem Kerker nie Mangel zu leiden; er bleibt mit seinen Verwandten und Spießgesellen in täglichem Verkehr und nimmt bei solcher Gelegenheit auch Manches in Verwahrung, was der Geber später wieder abbholt, um anderweitig darüber zu verfügen.

Dst ist das Wiederabholen eines solchen Depositems überflüssig, weil der Kerkermeister sich zur Befriedigung aller Beteiligten ins Mittel legt. Hat man Euch ein Kleinod gestohlen, das Euch besonders theuer war, so wendet Euch nur an diesen würdigen Mann; er wird es gewöhnlich bei seinen Klienten zu entdecken wissen und sich ein Vergnügen daraus machen, es Euch abzuliefern, vorausgesetzt, daß Ihr den doppelten Werth des Gegenstandes bezahlet. Sein Mäler-Lohn ist ihm gewiß; der Klient, welcher das Kleinod bewahrt hat, darf sich auch einiger Duzend Reis getrösten, und nach Abzug der beiden Honorare bleibt für den Deponenten (d. h. den Dieb oder Räuber) immer noch mehr übrig, als er vielleicht aus dem Verkaufe des gestohlenen Gutes gelöst hätte. (Le Droit.)

## M a n n i g f a l t i g e s .

— Italienische Literatur im Jahre 1836. Numerisch sind die Leistungen der Italienischen Literatur noch immer sehr bedeutend, doch sieht man sich die Sache genauer an, so findet man eben nur Zahlen — nos numerus sumus. Im vorigen Jahre sind nicht weniger als 3314 Bücher in Italienischer Sprache gedruckt worden. Diese vertheilen sich auf die verschiedenen Staaten in sehr ungleichen Verhältnissen. Es erschienen nämlich:

Zu der Lombardei (Mailand 322) . . . . .	788
Im Venetianischen (Venedig 297) . . . . .	843
Königreich Sardinien (Turin 211) . . . . .	454
Herzogthum Parma (Parma 73) . . . . .	111
Modena (Modena 26) . . . . .	34
Lucca (Lucca 27) . . . . .	27
Großherzogthum Toscana (Florenz 102) . . . . .	151
Im Kirchenstaate (Rom 123) . . . . .	300
Königreich beider Sicilien (Neapel 260) . . . . .	536
Im Auslande (hauptsächlich Lugano und Paris) . . . . .	30

Zusammen 3314

Man ersieht hieraus, daß das Lombardisch-Venetianische Königreich die meiste literarische Thätigkeit entwickelt, wie es auch überhaupt wohl den übrigen Italienischen Staaten an äußerer und innerer Bildung überlegen ist. Den wissenschaftlichen und bibliographischen Rubriken nach, vertheilten sich obige Erscheinungen folgendermaßen. Es lieferten die Theologie 631 Schriften (worunter viele Gebetbücher, ascetische und liturgische Schriften, Predigten, Heiligen-Verehrungen [Divozioni verso Maria Vergine allein 31] und andere Traktätlein); die Jurisprudenz 180 (worunter 56 Kriminal-Prozesse, die im Königreich beider Sicilien veröffentlicht wurden); Geographie, Geschichte, Archäologie und Mythologie 492 (worunter 112 Lebensbeschreibungen verstorbener Privatpersonen); Philosophie 75; Kameralistik 72; Mathematik 61; Physik und Chemie 113; Medizin und Chirurgie 290 (worunter 73 Inaugural-Dissertationen); Literaturgeschichte 30; Sprachwissenschaft 71; Poesie 435; Theater 112 (worunter 57 Opern); Romane und Erzählungen 113; Kupferstiche etc. 69 u. s. w. — Daß unter diesen Schriften eine große Anzahl von Nachdrucken und eine noch größere von Uebersetzungen (namentlich aus dem Französischen und Englischen) sich befanden, braucht wohl nicht erst noch besonders hinzugesagt zu werden.